

*Dr. Kraus*

# Über Tod und Sterben.

---

Rede

zur

Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität

**König Friedrich Wilhelms III**

in der Aula

am 3. August 1911

gehalten von

**Friedrich Kraus.**

---

Berlin 1911.

Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke).

Hochansehnliche Versammlung!

Verehrte Kollegen!

Kommilitonen!

Die Berliner Universität feiert heute ihre Stiftung und ihren königlichen Stifter. Die Redner, welche alljährlich zu dieser Stunde das Wort nehmen, gedenken in der Erinnerung unseres Ursprungs gewöhnlich der schweren Zeiten, aus deren Not diese Universität hervorging, und des wahrhaft königlichen Wortes vom Ersatz verlorener physischer durch geistige Kräfte. Heute, in einer Zeit machtvollen Gedeihens, wo des Kaisers starker Arm unseren Frieden in Ehren schirmt, können wir es ruhig erwägen, daß auch das Leben einer Nation mit kräftigstem Herzschlag in Wellen des Hoch- und Niedergehens verläuft.

Selbst ein bewußtes Glied des Volkslebens, lehrt die Wissenschaft immer eindringlicher, daß alle organische Entwicklung überhaupt in einer eigenartigen Welle erfolgt. Hatte es schon Platon die Diotima zu Sokrates sagen lassen: Die sterbliche Natur sucht, soweit es ihr möglich, unsterblich zu sein; nun aber vermag sie nur dadurch zu dauern, daß sie stets das Alte einem Neuen zuliebe verläßt, — drückt es der Begründer der deutschen Biologie, Johannes Müller, exakter folgendermaßen aus: „Die organischen Körper sind vergänglich; indem sich das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum anderen Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst.“

Jede Lebenswürdigung wurzelt im zentralsten aller Lebensrätsel, in Entwicklung und Sterben. Religion und Philosophie

haben augenscheinlich gerade hier eine der besonderen Ursachen ihrer Entstehung. Schopenhauer weist auf den Tod als den eigentlich inspirierenden Genius oder den Musaget der letzteren hin, „schwerlich sogar würde, auch ohne den Tod, philosophiert werden“. Schon der Blick auf den ersten Toten bedeutet uns etwas schwerfaßliches Fremdes und Furchtbares, und noch mehr vorgestellte Schrecken umgeben den Vorgang des Sterbens und die Frage des Erwachens am Todesmorgen. Sieht man allenfalls von der wiedererweckten, aber nur langsam wachsenden philosophischen Gemeinde ab, kreist gerade unserer jetzigen Generation die tausendjährige Todeserfahrung im Blute. Förmlich darauf lauernd, täglich der Schwäche des Greisentums anheimzufallen, sehen wir heute die Menschheit einem Treiben verfallen wider den „leidigen Unfug des Sterbens“ und zum „Jungbrunnen“. Einstellen des Bettes in den magnetischen Ortsmeridian, um von den Erdströmen zu profitieren, wiederholte elektrische Ladungen und Isolierung mittels gläserner Sohlen, die Sicherung unzähliger „Wiederverkörperungen“ in einem theosophischen Verein, die Macht des Blickes zur Hypnose geschäftlicher Konkurrenten und, nach innen gekehrt, zur unbegrenzten Mauserung und Erneuerung der Elemente des eigenen Leibes, die Verkündigung schrankenloser Allmacht des Willens über Gedanken und Dinge zugleich — das ist eine nur unvollständige Liste der großenteils aus Amerika, jetzt der Heimat belletristischer Philosophie, gleich der Hitzewelle zu uns gelangten neueren populären Mittel, sich nicht gerade sofort das Sterben abzugewöhnen, aber doch die Todesfurcht zu paralyisieren.

Unbekümmert um diese überschäumende, kindische Gläubigkeit vieler Zeitgenossen ist auch in der Wissenschaft, zumal in der Naturforschung, das Problem des Todes wiederum modern und wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus neu erörtert.

Hauptsächlich handelt es sich dabei um die allgemeinen Ursachen des Todes, und zwar vor allem um die rätselvollen inneren Todesursachen. Viele Forscher allerdings glauben, daß es gar keine inneren Todesursachen gebe. Man spricht von einem natürlichen senilen und von einem krankhaften und gewaltsamen Tod und betont die Seltenheit des natürlichen, d. h. des „Todes ohne Erkrankung“, auch im Greisenalter. Die Greise sterben ganz gewöhnlich an Krankheiten, welche als „Komplikationen“ des Seniums hingestellt werden. Dieser Widerspruch ist aber wohl unschwer aufzulösen. Im Organischen ist alles überall ein Zusammenwirken von innen und außen; es existiert nichts von jedem Medium Unabhängiges, nur kann ein Vorgang als Resultat innerer und äußerer Zustände mehr von inneren oder von äußeren Relationen bestimmt sein. Schon daß nun der Mensch und alle einzelnen Tierarten eine ungefähr bestimmte Lebensdauer besitzen, ist nicht gut verträglich mit der Annahme, daß nur äußere Schädlichkeiten für den Tod entscheidend sind. Dazu kommt die Tatsache der augenscheinlichen und typischen Veränderungen des Organismus von seiner individuellen Entstehung an bis zum Sterben. Die Organismen stellen sich uns dar als mutuelle Systeme von mangelhafter Zweckmäßigkeit, deren allgemeinste Existenzbetätigung das Wachstum durch Assimilation und Dissimilation ist. Aus der wechselseitigen Beeinflussung der Teile in der Richtung typisch wiederholter Beanspruchungen folgt eine Struktur-differenzierung mit Korrelation der Teile, aber ebenso mit partieller Isolierung gewisser funktioneller Zentren. Auch auf eine Ausschaltung von Komponenten aber muß unter gewissen Bedingungen die Systemreaktion hinwirken. Äußersten Falles führt diese im negativen Sinn zur Selektion des Einzelteiles, im positiven zu seiner automatischen Restitution. Ist das Gesamtgleichgewicht durch die Partialstörung bedroht, bleibt außer dieser Ausschaltung bloß

noch die Möglichkeit des mutuellen Todes übrig. Die Beschränkung der Grenzen der Regulationsfähigkeit erklärt, als „Ende“ — nicht als *τέλος* — des individuellen Lebens, die „Abnützungs“krankheiten und den Tod.

Die Substanz, mit welcher der Organismus haushält, zerfällt und baut sich beständig auf und ab; dies bedeutet ein Sterben und Geborenwerden des Organischen in jedem Augenblick. Das Wesen des Lebendigen ist aber auch gleichzeitig gekennzeichnet durch eigenartige Formwerte, durch typische Strukturen, denen, sobald sie erst durch das Zusammenwirken von lebendiger Substanz und Umgebung entstanden, bestimmte Entwicklungskonstanten immanent sind. Kein Wunder daher, daß unter den dargelegten Bedingungen sich allmählich auch Veränderungen im Protoplasma und dem Kern der Zellen des Organismus sowie in den Zwischen-substanzen, und zwar der verschiedenen Zellen in verschiedenem Grade und mit sehr verschiedener Geschwindigkeit, sich herausbilden, welche schließlich mit der Fortdauer ihrer Existenz unvereinbar werden. Ribbert meint, die Ursache des krankhaften Todes liege in diesem Sinne gewöhnlich im Herzen, die des natürlichen im Gehirn. Ich weiß nicht, ob man dies im Einzelfall immer wird so scharf auseinander halten können; ohne an den pathologisch-anatomischen Grundlagen des Alters und Todes rütteln zu wollen, lege ich doch Wert darauf, zu wiederholen, daß auch hier Leben zwar abhängig ist von der Morphe, daß aber ebenso das Leben Formen erzeugt.

Die nächste Frage, ob in den Eigenschaften der lebendigen Substanz selbst begründete Todesursachen existieren, knüpft an eine andere an: Kommt der natürliche Tod als notwendige allgemeine Erscheinung sämtlichen Lebewesen zu? Zwei Anschauungen stehen sich hier wenigstens begrifflich bisher unvermittelt gegenüber.

Es sind insbesondere die einzelligen Lebewesen, die Protozoen, welche für das Todesproblem eine maßgebende Bedeutung erlangt haben. Nach Weismann käme nämlich nicht allen Organismen ein natürlicher Tod zu: die einzelligen Lebewesen seien potentiell unsterblich, da bei ihrer Fortpflanzung, einer einfachen Zellteilung, stets dieselben Individuen erhalten bleiben; erst mit der Entstehung der vielzelligen Lebewesen wäre im Anschluß an die stattgehabte Unterscheidung der Zellen in Körper- und Fortpflanzungszellen der Tod in die Welt gekommen. Der Tod sei überhaupt keine im Wesen aller lebendigen Substanz verursachte Erscheinung, sondern ein Anpassungsphänomen; da „eine unbegrenzte Dauer des Individuums ein ganz unzweckmäßiger Luxus wäre“, hat sich nach den Prinzipien der Selektion bei den vielzelligen Organismen der Tod entwickelt, welcher bei den Einzelligen, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe bildeten, unmöglich war. Den Tod als Entwicklungsfaktor hatte Darwin entdeckt und damit ein Glied des Entwicklungsprozesses nachgewiesen, ohne welches letzterer unvollständig erschienen wäre. Die Tatsache, daß von den Organismen wegen „mangelhafter Zweckmäßigkeit“ stets bloß ein Teil zur Fortpflanzung gelangt und so in seinem Nachwuchs überlebt, und die Abhängigkeit dieses Überlebens unter wechselnden Existenzbedingungen von verschiedenen Eigenschaften definiert die eben erwähnte Selektion, welche das Rätsel der Erhaltung einzelner Lebewesen von bestimmtem Typus verringert. Fehlen jeglicher Selektion wäre ungefähr gleichbedeutend mit der Annahme einer Unsterblichkeit des Organischen, nicht bloß in den Arten, sondern selbst der Individuen. Wie sollte dann aber gerade die Differentiation, welche nach der allgemeinen Annahme die Erhaltung verbessert und verlängert, diesen Fortschritt tatsächlich bedeuten? Wenn bei völliger Undifferenziertheit von Natur aus Unsterblich-

keit gegeben ist, möchte Differenzierung eher einen Rückschritt bezeichnen!

Gegen diese Unsterblichkeitslehre und gegen den Tod als Anpassung, d. h. als während der Stammesentwicklung herangezüchtetes Phänomen haben denn auch Goette und nach ihm andere Biologen Einwände erhoben und die Allgemeingültigkeit des natürlichen Todes darzutun sich bemüht (Verworn, R. Hertwig, M. Hartmann, Enriques, v. Provazek u. A.). Was Tod überhaupt ist, muß sonach zunächst an den höheren, vielzelligen Lebewesen, deren schließliches Sterben niemand bezweifelt, klar gestellt werden. Zum Tod eines Lebewesens mit aus Zellen aufgebauten Organen, des Metazoons, gehört vor allem der Begriff Individualität. Der individuelle Tod gibt sich kund, physiologisch gesehen, in dem Aufhören der elementaren vitalen Erscheinungen des Stoff-, Form-, Kraftwechsels; morphologisch betrachtet im Dasein einer Leiche. Weismanns Definition des Todes hält sich, wenigstens scheinbar, exklusiv an den Begriff der Leiche. Goette wiederum schaltet in seiner Auffassung des Todes als des Stillstands des individuellen Gesamtlebens den postmortalen Zelltod und die Leiche vollständig aus diesem Begriff aus.

Biologisch entspricht das Protozoon einem ganzen vielzelligen Individuum. Hartmann wies nun darauf hin, daß bei der Zerfallteilung der Protozoen die künftigen Individuen augenscheinlich auch bloß aus einem Teil der organischen Substanz hervorgehen, das übrige stellt ebenfalls einen zugrunde gehenden leichenartigen Teil dar. Solche „Restkörper“bildungen sind seit her auch von Anderen nachgewiesen worden. Dann führen also gewissermaßen auch bloß Keime das Leben der betreffenden Protozoenspezies fort, der Organismus des Elterntiers stirbt in vollständiger Analogie mit höheren Organismen unter Hinterlassung

einer Leiche. Und wenigstens im Prinzip ist es ja gleichgültig, ob die Leiche aus einer großen Zahl von Zellen besteht oder aus Zellteilen. Da nun Todeserscheinungen in diesem auch der Weismannschen Definition entsprechenden Sinne in allen Protozoenklassen anzutreffen sind (während nahverwandte Arten allerdings keine Leiche aufweisen), müßte zum mindesten angenommen werden, daß der „physiologische“ Tod sich während der phylogenetischen Entwicklung bereits der Protozoen eingestellt habe. Dies schmälert aber doch die Bedeutung der Leiche, der nur mehr die untergeordnete Rolle einer Begleiterscheinung des natürlichen Todes zufällt, welche mit der ausgeprägteren Differenzierung somatischer Zellenelemente allmählich während der Stammesentwicklung entstanden ist.

Einen Ausgleich zwischen den beiden erwähnten divergierenden Lösungen des Todesproblems aber vermag die Auffassung der vereinigten Wirkung aller elementaren Lebenserscheinungen eines Organismus als dessen Entwicklung anzubahnen. Der Tod erscheint dann „als Stillstand der individuellen Entwicklung“ (Hartmann). Hartmann und v. Provazek weisen darauf hin, daß schon bei einfacher Teilung die ursprüngliche Morphe aufhört, stirbt, in dem Moment, in welchem die Organzellen für die beiden Tochterzellen harmonisch umgearbeitet werden. Die im Bau vereinfachten Keime müssen, um die artcharakteristische Form wiederzuerlangen, eine mehr oder weniger umfängliche ontogenetische Entwicklung durchmachen, welche bei der Fortpflanzung dann abermals zum Stillstand kommt.

Mit der fundamentalen Weismannschen Entdeckung des gewaltigen Unterschiedes zwischen den der Vernichtung geweihten Körperzellen und den Keimzellen (Soma und Keimplasma) bei den vielzelligen Lebewesen jedoch hängt es zusammen, daß bei diesen nicht mehr wie bei den Protozoen alle Zellbildungen Fort-

pflanzungsakte sind; ein großer Teil der letzteren dient dem Wachstum und der Entwicklung der Individuen bzw. der mit der Differenzierung gesteigerten Arbeitsteilung. Die Körperzellen müssen nicht mit der Fortpflanzung sofort sterben; sie können, weil, abgesehen von der Fortpflanzung, aller sonstigen elementaren Lebenserscheinungen fähig, das Leben der Individuen noch weiter erhalten.

Wenn der natürliche Tod nicht als während der Stammesentwicklung herangezüchteter Zustand, nicht als Anpassung beurteilt werden kann, sondern einen elementaren, sämtlichen Organismen eigentümlichen Vorgang bildet, drängt sich als nächstes Problem auf: Wie ist denn nun der Tod auf andere allgemeine vitale Vorgänge, auf die Entwicklung zurückführbar, also erklärbar? Die erwähnte Fortdauer der Metazoen über die Fortpflanzung hinaus regt ferner die Frage an nach der Regulation der Lebensdauer der einzelnen Arten.

Als direkte Ursache des natürlichen Todes hatte Goette die Fortpflanzung hingestellt, und auch Hartmann läßt die Frage nach den inneren Ursachen desselben zusammenfallen mit derjenigen nach der Ursache der Fortpflanzung. Hartmann sieht in beiden elementaren Erscheinungen des Todes und der Fortpflanzung bloß die positive und die negative Seite der Kontinuität der spezifischen vitalen Strukturen und der Erhaltung des Lebens im eingangs erwähnten Sinne von Johannes Müller. Nun darf aber die Fortpflanzung der Zellen gelten als „ein Wachstum über ihre individuellen Maße hinaus“. Bei den einzelligen Organismen trennen sich die Teilprodukte, um den Entwicklungskreis von vorn zu beginnen; bei der Entwicklung des Metazoenkörpers bleiben sie im Zusammenhang miteinander.

Im Kampf ums Dasein haben sich zwei Möglichkeiten der Erhaltung ergeben. Wachstum ist die ursprünglichste und einfachste

Form, welche diese Erhaltung sichert; das von Anfang dem Organischen mitgegebene rasche Wachstum schützte gegenüber den zahlreichen und mannigfaltigen Vernichtungsfaktoren. Spezifischer Reize bedarf es nicht zum Wachstum, jede Befriedigung eines vorher bestehenden Lebensbedürfnisses wird zur Ursache der Auslösung von Wachstum. Nicht bloß von Nahrungszufuhr, auch von einem Wachstumstrieb ist das Wachstum abhängig. Aus einer geheimnisvollen Kraft hat Rubner einen der Experimentalkritik zugänglichen Begriff geschaffen; zum ersten Male wurden Entwicklungsfragen dem Calcul unterworfen. Aron konnte nachweisen, daß es durch geeignete Nahrungsbeschränkung gelingt, wachsende Hunde beliebig lange auf konstantem Gewicht zu erhalten, wobei jedoch z. B. das Skelett wächst, und zwar auf Kosten anderer Körperteile (des Fettes, der Muskulatur). Rubner fand, daß Hefezellen im wachstumslosen Zustand durch Nahrung sich nicht dauernd am Leben erhalten lassen, die Zellen verlieren ihr Rekonstruktionsvermögen für das teilweise Absterben des Protoplasmas, womit das Leben verknüpft ist. In diesem Sinne ist also Leben: Willen zur Macht! Bei den primitivsten Organismen vollzieht sich nun das Wachstum als Spaltung und Knospung, da gibt es keine sonstigen Lebensperioden. Fruchtbarkeit ist hier einerseits Anfang der Nichtanpassung, des Absterbens, andererseits die Quelle von Verjüngung und Dauer. Die Chancen der Erhaltung wachsen mit der Spaltung wegen der im Vergleich zum Ganzen größeren Oberfläche bei kleinerem Inhalt. Die neue Mischung der Lebenssubstanz bei der Zellteilung verschafft ihr die Jugendlichkeit wieder. Richard Hertwig zeigte, daß bei normalem Zellwachstum im Laufe der Zeit ein Mißverhältnis zwischen Kernmasse und Protoplasma erfolgt, indem der Kern zu stark wächst: die Zellteilung gleicht das Mißverhältnis aus. Die unter diesen Bedingungen immer vorhandene Vermehrung in hohen Prozentsätzen ist gleich-

bedeutend mit einem Ausweichen der Selektion, bei der Undifferenziertheit die einzig mögliche Art der Lebenserhaltung.

Die zweite Form der Erhaltung ist die Vervollkommnung der Individuen durch Komplikation des Organischen. Bei der Differentiation im Körper vielzelliger Organismen übernehmen statt der Zellen zu den paraplastischen Substanzen gehörige Fibrillen wichtige Funktionen, so daß die erwachsenen Metazoen für viele Aufgaben von Formbildung, Reizleitung und Bewegung nach Friedenthals Bezeichnung aus dem Zellenstaat in einen Fibrillenmechanismus übergehen. Die onto-phylogenetische Einbeziehung dieser paraplastischen Substanzen als ursprünglicher „Stoffwechselreste“ in den Körperbetrieb selbst, die Benützung von Reserve- und Abscheidestoffen überhaupt, also die Indienststellung dessen, was den Organismus belastete, wodurch vielfach der Ausgangsbetrieb des rein vegetativen Lebens verdeckt wird: dies alles bedeutet schon eine Kompensation von Unvollkommenheiten des Stoffwechsels, welche durch die mit rascher Zellvermehrung allein verknüpfte Verjüngung nicht zu erreichen war. Trotz dabei entsprechend abnehmender Fruchtbarkeit gewährt die Arbeitsteilung größere Existenzsicherheit. Ursprünglich ist überwiegend das Milieu der Züchter des Organischen; auf dieser Stufe passen die Lebewesen, an ihrer Spitze der Mensch, die Umwelt sich an (R. Goldscheid). Das ungeheure Wachsen der Zellenzahl im Metazoenkörper wird aber selbst wieder zu einer Belastung. Die Komplikation des Lebensprozesses, der eine Kette von Schädigungen des Systems darstellt, ist somit ein Erwerb, der für sich wiederum Kompensationen nötig macht. Abgesehen von verschiedenen der Verjüngung dienenden Entlastungen besteht diese Kompensation in der eingangs erwähnten eigenartigen Welle des Generationsprozesses; die reifen differenzierten Individuen setzen ihre Existenz in relativ undifferenzierten

Nachkommen fort. Soweit es also auf die Naturbedingtheit ankommt, ist, aus dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit, neben der Arterhaltung die individuelle etwas bloß Sekundäres. Die gewonnene Herrschaft des Lebendigen über das Milieu wird mit unserer Leiche bezahlt. Überall ist ein Martyrium der Zoll der Überlegenheit, ohne Niederlagen keine Größe.

Wo bloß „ewig und unsterblich alles Sterbliche ist, so es gebiert und zeugt,“ dürfen wir Menschen noch froh sein, daß der Hochzeitsflug nicht bei allen höheren Lebewesen zugleich auch der Todesflug ist! Warum aber die Lösung der Kontinuität des Lebens gesetzmäßig so verschieden festgelegt ist, warum die verschiedenen Organismen den Formenkreis, welcher ihrer Art zukommt, in so abweichendem und erblich artkonstantem Rhythmus durchlaufen, möchte ich hier absichtlich nur berühren im Hinblick auf die fließende Entwicklung dieser besonders schwierigen Fragen. Rubners Behandlung der Fundamentalfragen des Wachstums auf Grund der Energiegesetze wird die Basis abgeben für alle Untersuchungen und Betrachtungen dieses Gegenstandes. Die Theorie, daß der Mensch im Gegensatz zu allen Wirbeltieren eine besondere Stellung einnimmt, hat in dieser Form den Einwendungen anderer Forscher (Friedenthals) allerdings nicht Stand gehalten. Die Annahme, daß das Problem der Lebensdauer eingeschlossen sei in das der Zahl der während des Lebens verbrauchten Kalorien, bzw. daß der Tod nach Erreichung einer voraus bestimmten energetischen Leistung gesetzlich eintritt, daß Tiere von gleicher Oberfläche gleich lange leben, unterliegt der Detailforschung. Weismanns Gedanke, die Zellteilungen im Organismus, welche die Gewebe verjüngen, seien von vornherein auf eine bestimmte Zahl aufeinander folgender Generationen festgesetzt, scheint schon damit zu fallen, daß der Tod in Wirklichkeit erst in späterer Zeit eintritt, als besonders wichtige, z. B. die

Ganglienzellen, sich zuletzt geteilt haben, daß die schließliche Teilungsunfähigkeit nicht in allen Zellen zugleich eintritt und beim Eintreten des mutuellen Todes die einzelnen Zellen nicht zugleich gestorben sind. In Wirklichkeit dürften die zeitlichen Unterschiede der Dauer verschiedener Gattungen zu beziehen sein auf die Art der Symbiose von Keimplasma und Individuum, auf die Ausbildung der Fibrillenmaschine, speziell auf den Cephalisationsfaktor (Friedenthal drückt das so aus, „die klügsten Tiere leben am längsten“), ferner, wenigstens indirekt, auf gewisse Verhältnisse des korrelativen, durch die Hormone der Blutdrüsen bestimmten Wachstums (natürlich werden wir aber nicht einfach direkt von der Schilddrüse aus [Lorand] oder durch Darmgifte [Metschnikoff] senil), u. a.

Noch eine andere in Beziehung zum Sterben stehende Unvollkommenheit der menschlichen Organisation muß hier besprochen werden. Es ist eine überstarke Betonung, die Disharmonie unseres Lebenstriebes, speziell wenn wir in vorgeschrittenem, aber noch nicht zur physiologischen Satttheit gelangtem Alter die nahenden Schatten des Todes gewahren.

Uns erdgebundene Menschen beherrscht (wie übrigens die Tiere auch) das Streben nach Erhaltung, und deshalb besitzen wir ein maßloses, im Biozentrismus gipfelndes Interesse an den Erhaltungspheänomenen. In den Dienst derselben ist unser ganzes elementares Handeln gestellt. Wenigstens ursprünglich haben alle Erinnerungen, Vorstellungen, alle Erkenntnis, ohne jede Rücksicht auf die Frage, ob denn das Leben auch der Mühe wert ist, nur die Bedeutung, den Menschen gerade in dieser einen Richtung zu fördern; bloß das in diesem Sinne Nützliche und das aus dem Rahmen des Vertrauten heraustretende Neue, das „Wunderbare“ fesselt anfänglich unsere Aufmerksamkeit. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe jedoch finden wir den Erhaltungs-

trieb herbeigerufen von dem uns wie einer Kraft bewußten Persönlichkeitsgefühl. Mit der gleichen Zähigkeit, mit welcher die Menschen am Leben hängen, klammern sie sich an die Idee ihres Selbst. Ja, was uns, die wir mit reicheren Mitteln als den bloßen Reflexen der niederen Organismen hierfür ausgerüstet sind, zur Aufwendung von so viel Energie, der Zerstörung zu entgehen, treibt, ist höchstens in gewissen überwältigenden Momenten plötzlicher Lebensgefahr der aus dem Gedächtnis der organisierten Materie uns altvererbte, tief eingeprägte Angstaffekt und ursprüngliche Abwehrinstinkt; der Angstaffekt mit seiner elementaren Äußerung teils in kortikalen, teils in subkortikalen bzw. spinalen Erscheinungen, teils in solchen des sympathischen Nervensystems, wobei die erwähnten Rindenprozesse bestehen einerseits in assoziativ auftauchenden kurzläufigen Furchtvorstellungen, andererseits eben im Bewußtwerden des Affekts. Sonst wirkt das Großhirn noch modifizierend ein, und zwar ebensowohl hemmend wie, z. B. durch Reproduktion von Erinnerungsbildern, fördernd. So beginnt der bis zu diesem Moment königlich gefaßte Ludwig XVI sich verzweifelt zu wehren gegen die Schergen, die ihn ans Brett binden, und ähnlich wehrt sich wohl auch heute der durch die Guillotine Hinzurichtende, bis die Einschnürung des Halses durch das Halsbrett wohlthätige Bewußtlosigkeit erzeugt. Die meisten Angstzustände überhaupt aber werden bei uns Menschen nicht so brutal instinktmäßig von außen zur Auslösung gebracht; es sind viel häufiger von vornherein Elemente der Großhirntätigkeit, welche dazu den direkten Anstoß geben, und die maßgebende Rolle spielt dabei der Bewußtseinsvorgang des emotiven Gefühls. Manche Tiere scheinen eine unvollkommene Kenntnis des Todes zu besitzen; sicher haben aber auch die höchstentwickelten keinen Begriff davon, daß sie ihm unrettbar verfallen sind. Treffend sagte Pascal, daß der Mensch gerade deshalb besser

als die Natur sei, weil er weiß, daß er sterben muß; dieses Wissen, diese Furcht ist ein Erwerb der menschlichen Gattung. Den Hauptbestandteil unseres Grauens vor dem Tode bildet ein psychisches Erschrecken, wir fühlen darin eine Gefährdung des schon erwähnten Persönlichkeitsbewußtseins. Das entwickelte Selbst ist, unbeschadet des absoluten Glaubens an unsere persönliche Identität, in der Hierarchie seiner Bestandteile doch so veränderlich, daß diese sogar in Konflikt geraten und teilweise einer Selektion verfallen können. Das Gefühl der persönlichen Vernichtung bleibt zuletzt hängen vor allem an konkret aufgefaßten psychischen Dispositionen; und zwar den am meisten aktiv erscheinenden Bewußtseinszuständen, deren Kern ein ichhaftes, dauernd erlebtes und allgemeines, höchst zusammengesetztes emotionales Grundphänomen (psychisches Gemeingefühl, Aktivitätsgefühl u. a.) bildet; eine starke Komponente ist auch das Gedächtnis. Gegenüber den damit verknüpften Gemütsbewegungen erscheinen dann andere Bestandteile des Selbst als verhältnismäßig äußerlicher Besitz. Mit zunehmendem Alter, in welchem erfahrungsgemäß das Leben gerade meist höher geschätzt wird, erleben die Menschen eine starke Abnahme der physischen Akte der Selbsterhaltung und der Selbstversorgung; mit einem Bruchteil der Organbetätigung lernen sie sich begnügen, — die gemütlche Selbsteinschätzung hält länger, hält ganz gewöhnlich zu lange und zu stark vor. So gelangen wir sogar dazu, den Körper vom Selbst abzutrennen als eine unbequem gewordene Hülle. Wir ignorieren die Tatsache, daß ein plötzlicher Wechsel des Leibes und seiner wichtigeren Teile das Bewußtsein unserer ganzen Lebenstätigkeit, die Harmonie unserer Persönlichkeit aufs schwerste schädigen müßte. Aber, sobald einmal in der nachdenklichen Kindheit das Ich zum Bewußtsein gekommen, ist ein Austausch der zentralsten Bestandteile des Selbst, als des wahren Heiligtums,

als vermeintlich direkter Offenbarung unseres Vergangenheits- und Gegenwartslebens, wenigstens in der abendländischen Geistesrichtung eine fürchterliche Vorstellung, der wahre Horror vacui unserer okzidentalen Natur. So sehen wir denn auch, daß die eigentliche Furcht vor dem Tode geradezu eine Funktion der speziellen Gestaltung, ein natürliches Maß der Persönlichkeit in verschiedenen Zeitaltern, Rassen, Individuen darstellt. Und wenn wir auch eine unauflösliche Disharmonie zwischen Leib und Seelischem im irdischen Leben, die manche Weltanschauungen als etwas dem Menschen Wesenseigenes hinstellen, keineswegs zur Grundlage eines Pessimismus zu machen brauchen, spielt doch auch hier wieder eine unvollständig harmonische Organisation in den Lebewesen eine Rolle. Denn im Gegensatz zum übermäßig betonten Lebenstrieb vieler älteren Menschen verliert für die leider Wenigen, welche eine wirklich genug lange Existenz geführt und ein höchstmögliches normales „physiologisches“ Alter erreicht haben — auch ohne äußere und innere widrige Verhältnisse und nicht etwa erst in den letzten Stunden —, meist endlich langsam der Tod seine Schrecken: der erst so mächtige Lebenswillen wird dann, nicht erst im Tode, sondern allmählich, schon vor dem Sterben, vom normalen Instinkt des natürlichen Todes, von einem Wunsch zu sterben, wie man zu schlafen wünscht, abgelöst. So antwortete Fontenelle, (dem, als er nach seinem im 100. Lebensjahr erfolgten Tode beerdigt wurde, scherzhaft nachgesagt werden konnte, er gehe heute zum erstenmal nicht in der Absicht aus, in der Stadt zu speisen,) vor dem Sterben nach dem, was er empfände, gefragt: „Gar nichts, als daß es mir schwer wird, zu leben.“

Die Unterscheidung von Ich und Außenwelt beruht auf einem Zusammenwirken vieler Erlebnisse. Man braucht diesbezüglich

keinen ursprünglichen Gegensatz zwischen Gefühlen und Empfindungen und das Ich nicht schlechthin durch die Gefühle gegeben anzunehmen. Auch ist keineswegs evident, daß die Gefühlsempfindungen besondere, von starken spezifischen Gefühlen begleitete Empfindungen sind; biologisch scheint vielmehr Stumpfs Anschauung einleuchtender, nach welcher Lust und Unlust ein der Empfindung selbst immanentes Merkmal bilden. Die Gemütsbewegungen (Gefühle) hingegen scheinen den Sinnesempfindungen und den sinnlichen Gefühlen in gleicher Weise heterogen zu sein wie das Empfinden dem Denken. Auch die Furcht als Gesamtzustand kann möglicherweise eine Komponente von Sinnesempfindungen enthalten, während der Kern, die Gemütsbewegung im eigentlichen Sinn, von Empfindung verschieden ist. Die uns speziell über den Zustand unseres Körpers unterrichtenden sinnlichen Gefühle gewinnen aber allerdings eine bevorzugte Stellung in unserer Persönlichkeit durch das Erlebnis des Zusammenhangs derselben mit darangeknüpften eigentlichen Gefühlen und Begehungen. Den Auffassungen des Emotionalen als Zuständlichkeit ließe sich biologisch etwa dadurch Rechnung tragen, daß man bei jedem Energieaustausch, der als „Reiz“ eine Veränderung des Bewußtseinszustandes, etwa eine Empfindung, auslöst, als Symbol dieser Empfindung usw. die Änderung des Intensitätsfaktors der „Nervenenergie“ ansähe, während das Pathos als Erlebnis der Kapazitätsschwankung vorzustellen wäre. Damit würde wenigstens die betonte Zugehörigkeit zu dem bestimmten Individuum bezeichnet sein, denn die Kapazitäten sind diejenigen Faktoren, welche der Individualisierung dienen, indem sie bei gleicher Intensität die Energiemengen noch als verschiedene Größen erkennen lassen. Empirisch tritt das Sich-selbst-Wissen unmittelbar auf als Bewußtsein kompakter Ausgedehntheit, als ein Leib, und zwar in bestimmt gestalteter Raumerfüllung: die Teile des Leibes,

ihr Zusammenhängen, ihre Lage und Bewegungen sind mitbewußt. Es ist zuerst die biologische Anpassung einer Vielheit stets gerichteter Sinnesempfindungen und ihrer gegenseitigen Beeinflussungen, besonders die jeweilige Begleitung der in den Cortex einziehenden Sinnesreize durch gleichzeitig aus den immer unseren Gesamtkörper betreffenden Orientierungsvorgängen entstehende Reize dasjenige, was in psychologischer Betrachtung als eine der Vorbedingungen aller psychischen Phänomene das Kontinuum unseres Bewußtseins der Körperlichkeit im Sinne des Sich-Identifizierens und einer Außenwelt darstellt. Was noch Wichtiges hinzukommt, knüpft, obschon es ins Zentrum tritt, ans Vorhandene an, hat seine Existenz in Beziehung zu demselben: gewünschte, gefürchtete Wahrnehmungen, gewollte, nicht gewollte Bewegungen; als Gegenstand eines weiteren inneren Geschehens Wunsch und Wollen selbst; endlich noch das fühlende, wollende, denkende Ich als Reflexionsakt. Das Selbstbewußtsein ist eine Apperzeption; es gibt verschiedene Ordnungen von Apperzeptionsgegenständen. Selbstapperzeption ist weniger als das Bemerken der Verschiedenheiten des Selbst gegenüber anderen Phänomenen. Was die Differenzierung der höheren Lebewesen unter dem Einflusse der „spontanen“ Variation und der Umgebungsbedingungen im allgemeinen bedeutet, ist eine immer steigende Individualisierung für das geistige Leben; einen Hauptantrieb zu dieser Steigerung liefert die Einbildungskraft.

Das innere Gefüge der Persönlichkeit, beurteilt nach Bewußtsein und Aktivität, ist somit kein eindeutiges Phänomen, und gerade spezielle Gestaltung, Harmonie- und Gradmesser, Variationen und Hemmungen der Persönlichkeit in verschiedenen Individuen, Rassen und Zeitaltern sind, wie gesagt, auch bestimmend für die Kapazität der eigentlichen Furcht vor dem Tode. Die biblische Erzählung vom Menschen, der vom Tage an, an welchem

er vom Baum der Erkenntnis gekostet hatte, d. h. zur Selbstapperzeption gelangt war, die „Unsterblichkeit“ verliert, kennzeichnet diese Anschauung bereits im Mythos. Ganz grobe Disharmonien, wie z. B. der Selbstmord und das trotz seiner Desorientierung in der Außenwelt erhaltene Persönlichkeitsbewußtsein des Alkoholdeliranten oder die Beschränkung der Symptome auf Persönlichkeitsqualitäten beim Paranoischen, während das Soma unbeteiligt ist, spielen hier wohl kaum eine Rolle; eher schon die körperlich-seelischen Wahnideen des Hypochondrischen. Die taubblinde Helen Keller sagt von sich, in der Zeit, ehe ihr Lehrer ihre Erziehung in die Hand genommen, habe sie nicht gewußt, daß sie vorhanden war, sie lebte in einer Welt, die eine Nichtwelt war, (das heißt wohl, sie erkannte nicht die Verschiedenheit von Ich und Nicht-Ich,) es fehlte eigentliches Wollen, ihr schlummerndes Ich hatte keine höheren Gefühle, die kompliziertere Denkkakte voraussetzten, z. B. keinen Begriff von Unsterblichkeit, auch keine Furcht vor dem Tode.

Die Gefühlen besonders zugänglichen Kinder halten auch das Unbelebte für fühlend, wie sie es an sich selbst wahrnehmen; die Welt ist damit dem Kinde zur ununterscheidbaren Einheit verschmolzen, sie wird zum Auch-Ich und löst sich erst allmählich los. Und wenigstens in einer Beziehung bleiben wir alle auch später noch Kinder: weil wir selbst einen so großen Wert auf unsere Erhaltung legen, schließen wir bei der Natur, sie metaphorisch personifizierend, auf deren Interesse an unserer Erhaltung!

Auf besonders niedrigen Kulturstufen bleibt der Leib wesentlichster Bestandteil des Ich; eine Körperversümmelung ist deshalb auch gleichbedeutend mit einer solchen des Ich. Darum fürchten z. B. gewisse Negerrassen weniger den Tod als vorangehende abzehrende Krankheit, weil dann der Sterbliche auch

siech ankomme im Jenseits. Als irgendwo die Negersklaven sich massenweise erhängten, konnte man den Selbstmorden nur dadurch Einhalt tun, daß den Leichen der Erhängten Kopf und Hände abgeschlagen wurden. Das wirkte, weil die Neger glaubten, daß dann auch die Seelen verstümmelt im Totenreich anlangten. Selbst das Abkonterfeien des Körpers finden die Neger gefährlich, weil damit ein Stück des Ich verloren gehen könnte.

Den Fernorientalen wird mit ziemlicher Berechtigung nachgesagt, ihre Seele sei die Unpersönlichkeit; wenigstens für den Buddhismus ist Persönlichkeitsgefühl nichts als eine flüchtige Illusion, ein Übergang von ungeheurem Unpersönlichen wiederum zu ungeheurem Unpersönlichen. Wir haben für das Ich kein Nomen, die Japaner nicht einmal ein Pronomen, was zwar nicht beweist, daß ihnen die Selbstapperzeption fehlt, aber immerhin deren geringe Wertschätzung andeutet. Der Tod eines Fernorientalen, der keine Geburtstagsfeier kennt, ist vielleicht der wichtigste Akt seines Lebens, indem er, zur Ahnengesellschaft versammelt, ein persönliches Dasein damit erst beginnt. Die Dahingabe des Lebens für eine Idee ist denn auch im fernen Osten etwas so Gewöhnliches, daß Selbstmord daselbst geradezu in der Regel nicht eine Verzweiflungstat, sondern den Ausdruck protestierender persönlicher Überzeugung bedeutet. Bei den Eingeborenen Manilas soll unmittelbar vor (und nach) dem Hinrichtungsakt die Pulsfrequenz dieselbe wie unter gewöhnlichen Verhältnissen sonst auch sein. Trotzdem beklagt übrigens, schon im Beginn unserer Zeitrechnung, Wang Tschung als den Kummer seines Alters, daß Makrobiotik nichts helfe: „Leben kann nicht verlängert werden, ach!“ Nach diesem Maß gemessen, kommt hingegen den Juden eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit zu: nicht den Tod zu suchen, wandert der ewige Jude durch die Welt, sondern der ärmste Jude des entlegenen Ostens wird zum wahren „Juif errant“,

indem er nach Berlin, Paris, Wien pilgert, um Ärzte zu finden, die ihm das fliehende Leben festhalten. Wir Ärzte haben natürlich keinen Grund, den Europäern gerade die fernöstliche Persönlichkeit (China, Japan usw.) zu verschreiben, etwa so, wie Japaner und Chinesen unsere technischen Errungenschaften von uns akzeptieren; denn schon Lotze z. B. machte die Wahrnehmung, daß auch bei uns Europäern selbst in Zuständen allgemeiner nervöser Verstimmung, wie sie etwa bei den gerade nicht wohl-angesehenen Hämorrhoidalbeschwerden so häufig existiere, nicht selten neben vollkommener Unversehrtheit der Empfindungen und des Bewußtseins eine ganz eigentümliche Affektlosigkeit alles Wahrgenommenen sich einstelle; unsere ganze Existenz komme uns vor wie eine fremde, uns kaum angehende, wie eine Fiktion; dieser Mangel alles Ergriffenseins ist sehr geeignet, auch unser okzidentales Persönlichkeitsbewußtsein zu trüben — in nicht als Vorzug sich präsentierender Art.

Erfahrungsgemäß verliert ferner der individuelle Mensch in Momenten eines besonders intensiven Lebens sein Ich-Gefühl. Das kommt sogar gerade beim Sterben selbst vor. Leute, welche davon Kunde bringen können, z. B. vom Ertrinken Gerettete, von Bergen Abgestürzte, von Tieren Zerrissene, berichten öfters über sehr viele verschiedene vollbewußte Einzelerlebnisse, z. T. selbst angenehme: daß sie jedoch selbst zu sterben im Begriff gewesen, wollen sie keinen Augenblick gedacht haben. Demgegenüber darf aber doch nicht verschwiegen werden, daß viele Unglückliche auch sehr wohl bis zuletzt um ihr Sterbensollen wissen, z. B. gerade Krebskranke; ein kundiger Arzt ferner mit einer dem Bersten nahen Schlagadergeschwulst in der eigenen Brust ist wohl zehnmal übler daran als der morgen zu Guillotinierende!

Es gibt noch einige ganz eigenartig krankhafte Formen von Depersonalisation, welche hier bemerkt zu werden verdienen.

In diesen pathologischen Zuständen handelt es sich um gewisse Störungen der höheren Sinne und um Orientierungsdefekte. Das Körperbewußtsein ist nicht gänzlich abhanden gekommen, aber das ganze Gefühlsleben stark gehemmt, insbesondere auch das allgemeine Lebensgefühl, das Selbstphänomen. Das kann Anlaß geben zu der Klage: ich bin es nicht mehr, ich bin ein anderer, oder gar: ich bin nicht mehr am Leben, ich bin tot. Einige solche Menschen wiederum waren überzeugt, schon einmal als Der und Der gelebt zu haben, bisweilen berichten sie auch über die Art ihres damaligen Todes. Berühmt ist z. B. der „Inkarnationsfall der Helene Smith (Flournoy)“. Wenn ich endlich erwähne, daß diese Entpersönlichung auch experimentell, z. B. durch gewisse Gifte, wie Haschisch, zustande gebracht werden kann, tue ich es nicht etwa deshalb, um letzteren ärztlich als Mittel für Euthanasie zu empfehlen.

Für Alle, die den Unterschied von sinnlichen Gefühlen und Gemütsbewegungen (eentlichen Gefühlen) anerkennen, möchte vielleicht ebensoviel Beruhigendes wie Aufklärendes darin liegen, daß die eigentliche Todesfurcht in einem psychischen Erschrecken liegt und viel weniger in physischen Schmerzen oder sonstigen körperlichen Qualen. In letzterer Beziehung sind die Lose allerdings sehr verschieden unter den Sterblichen verteilt worden. Alle hier überhaupt möglichen körperlichen Beschwerden sind aber im Grunde genommen solche von Krankheit und Alter selbst, sie sind uns Allen im Wesen nichts Neues, somit nichts unsagbar Furchtbares. Manche geistig hochstehende Menschen träumen einmal oder öfter, sie seien gestorben. Solche Traumerfahrungen erzählt z. B. anschaulich Max Dessoir. Obwohl er meint, der Engel des Todes walte, nach den Berichten Geretteter zu schließen, noch milder seines Amtes als der dieser Maske sich bedienende Traumgott, versichert er doch mit einem

Schein von Recht, daß (traum)bewußtes Sterben an sich uns keine übermäßige Furcht einzufloßen brauche.

Durchaus nicht wollte ich Tod und Sterben sublimieren in Anlehnung an dichterische Phantasien, erdabgewendete Glaubensvisionen oder metaphysische Spekulation. Auch hier muß man Tod und Sterben wohl unterscheiden. Alle möglichen Weltanschauungen stehen, wie vom Anbeginn, auch heute ziemlich unvermittelt vor dem Sterben. Freundlich ist der Tod nur, wenn er die Fackel gesenkt hat. Das Sterben hat wenig Ästhetisches. Auch wo der Tod als Tröster erscheint, findet seine Mahnung zumeist erst ein taubes Ohr, oder er wird doch nur beklommen begrüßt. Manche habe ich schon bis vor das dunkle Tor geführt, Starke und Schwache, — ich sah nur zu oft ihre fragenden Augen sich verlieren in der gähnenden Kluft und sah die meisten selbst endlich gern hinabtauchen in die hereinwallenden Nebel, die sich zuletzt wohlthätig auf ihre physischen Schmerzen legten und ihnen alles verbargen, auch die „neuen“ Gestade und Vorgebirge. Für die Epikuräer freilich hatte, obwohl sie der Seele keine Unsterblichkeit zuschrieben, der Tod keine Schrecken: „Das furchtbarste aller Übel, der Tod, geht uns gar nichts an; denn so lange wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.“ Nur trifft diese Argumentation des Epikur bloß die Frage der Schicksale nach dem Tode, nicht aber den Gedanken der Vernichtung des eigenen Wesens, diesen Kernpunkt der Todesfurcht. Nach Heraklit lebt unsere Seele, die, solange wir lebten, tot und in uns begraben war, wieder auf, wenn wir sterben, und es steht den Menschen nach dem Tode etwas bevor, was sie nicht vermuten noch erwarten. Seit Platon endlich wird die Unsterblichkeit der Seele, diese „höchste Hoffnung des Menschenherzens“ immer wieder durch „Beweise“ gestützt; leider zerstört die Natur selbst deren Wahrscheinlichkeit. Descartes träumte, da der Tod durch den Mecha-

nismus nicht erklärbar schien, von einer möglichen unendlichen Entwicklung des menschlichen Lebens. Und wenn z. B. die kritische Philosophie Unsterblichkeit nicht mehr denken läßt als Fortdauer in der Zeit, sondern als Heraustreten aus dem ganzen „phantasmagorischen“ Zyklus der Zeitlichkeit in ein Gebiet des Zeitlosen und als Hinweis auf zeitlos an sich seiende Wesenheit, so bietet, abgesehen von allem Übrigen, da dem an Zeitlichkeit gebundenen Erkennen jede andere als intuitive Vorstellung darüber versagt, dies wenig Trost für die Sterblichen, welche erfahrungsgemäß eben an diesem Phantasmagorischen hängen — und will natürlich auch nicht Trost sein. Nicht anders ihr Gegensatz, die neueste intuitive Philosophie, welche uns versichert, daß in den beiden einander absolut entgegengesetzten Strömungen, der positiven geistigen und der negativen, zu Gesetzmäßigkeit neigenden, passiven, materiellen, das Leben dieser entropischen Richtung der Materie entgegenarbeitet. Die *Évolution créatrice* enthält kein Solatium, wenn das Leben, gebunden an die Gesetze der trägen Materie, ihrer Auflösung nicht dauernd entgegenzuarbeiten vermag, sie bloß ein wenig verzögert. Und der Naturalismus? Mehr als jedem Andern beweist gerade dem Arzt das große Gebiet der Psychoneurosen, welche fundamentale Rolle das Unbewußte in der Genese jener „Wahrheiten“ spielt, welche den Glauben ausmachen. Niemand auch weiß besser, daß „le désir est le vrai dominateur des choses, le ressort de l'activité des êtres“. Gleichwohl kann der Arzt, will er seine Befugnis nicht überschreiten, bei der Beruhigung des einzelnen Sterbenden sich nur an irdische Worte halten. Die Menschheit aber um des Todes willen zu trösten, haben vor Allen wir nach dem Gesagten keinen Grund.

Von mir, der als Arzt in so vielen Fällen das physisch-leibhafte Sterben nicht hindern und es nicht einmal für alle Menschen gleich

gut oder schlimm machen kann, hätten Sie wohl ferner besonders erwartet, daß er in den Mittelpunkt seiner Betrachtung zwei Gegenstände stellen wird: Makrobiotik und Euthanasie. Will Euthanasie die Kunst sein, das Sterben sanft zu gestalten, ohne das Leben zu verkürzen, ist trotz allem noch immer hier Natur die ausgleichend wirkende Meisterin. Und Klinik und mit ihr soziale Biologie und soziale Medizin werden dereinst wohl, wenn die Fragen von Menschenproduktion und -verbrauch nicht mehr so stark mit politischen Interessen verquickt sind, die Korrektur der gemachten Fehler nicht mehr bloß eine Aufgabe der Humanität ist, wenigstens eine Orthobiotik als Erbe hinterlassen. Muß doch die Natur ihr eigenes Blut lieben und ehren: „Sie tut es um der Unsterblichkeit willen, nach der sie langt.“

Ihnen aber, liebe Kommilitonen, möchte ich heute, anknüpfend an diese Ausführungen über Tod und Sterben, ein Memento vivere zurufen. Zwei Dinge habe ich Ihnen bieten wollen, etwas Intellektuelles, die künstliche Gestaltung des Milieus, die mit unserer Leiche bezahlt wird, als Sinn des Todes, — und einen Wert: die eigene Gestaltungsmöglichkeit auch der (uns nicht einfach als natürliche Mitgift geschenkten) Persönlichkeit, an der ja die Furcht vor dem Sterben hängt. Verlegen Sie selbst die rettende Kraft dieser Herrschaft über die Umwelt in deren persönlichkeitsbildendes Wesen und sorgen Sie dafür, daß alle organische Entwicklung im Geiste festgefügtter Individualität sich vollzieht, die ebensowohl zu isolieren wie über sich hinaus zu wirken vermag. Was Rasse hat, wird auch mit Haltung sterben! Aber diese Umwelt selbst, das physische und das geistige Milieu werden immer gefahrenreicher, das Leben immer schwerer. Machen Sie also, liebe Kommilitonen, im vollen Bewußtsein den Mut zum Lebensprinzip. Den Mut, der auch durch Todesleid hindurchgeht, einen Mut, der nicht zögert, im Interesse des Aufstiegs der

Nation das Leid Aller zu tragen, Not und Leid zum Stimulus des Lebens, zum Schöpferwillen erhebt.

So wie es einst in den Freiheitskriegen war, als ein von hochsinnigen Dienern wohlberatener König diese Universität ins Leben rief, welche, in der Jugend ihres zweiten Säkulums prangend, heute ehrfurchtsvoll des erhabenen Stifters Andenken grüßt!